

INHALT

Einleitung: Was tun ohne Macht? oder
Die Hausfrau, die den Diktator stürzte 11

I. Die Macht des Verzichts 23

1. Politische Ich-Botschaften, pazifistisches
Kidnapping 25
2. Abolitionistische Unternehmen 41
3. Die Fünf-Jahrhundert-Handelsbilanz 59
4. Normalbürger, die für andere den eigenen
Ruin riskieren 74

II. Die Kraft des Zusammenhalts 83

5. Die gefährlichste Großmutter Amerikas 85
6. Freundliche Gesellschaften und einflussreiche
Hausfrauenkomitees 108
7. »I wanna live like common people« –
das Potenzial des Pop 128

III. Empowerment durch Verwandlung 141

8. »Denn die Frau ist von Natur gutmütig« 143
9. Frauen in Männerkleidung 162

IV. Eine umfassend wirksame Umverteilung 187

10. Die erste Erklärung der Menschenrechte –
von unten 189
11. Der Robinhoodismus – ein Humanismus für alle 201
12. Die Renaissance der Unterprivilegierten 212
13. Die Urform der Moderebellion 226

V. Die Realpolitik der Spinner 235

14. Wachstum nach unten 237
15. Stipendien, um Arme ins Parlament zu bringen 251
16. Möglichkeitsfenster der Geschichte 259
17. Gegen den Trägheitssatz der
intellektuellen Eleganz 271

VI. Die einfachen Leute und die Institutionen 287

18. Der ärmste Präsident der Welt 289
19. Egalitäre Eliten 303
20. Maßvolle Revolutionäre 318

Schluss: Gegen die Ökonomisierung,
auch der Wahrnehmung 332

Dank 340

Literatur 341

Anmerkungen 354

EINLEITUNG

Was tun ohne Macht? oder

Die Hausfrau, die den Diktator stürzte

An einem Sonntag im September 1738 betritt ein kleinwüchsiger Mann den Veranstaltungssaal seiner Kirchengemeinde in Pennsylvania. Er trägt einen auffällig dicken grauen Mantel, unter dem er offenbar etwas versteckt hält. Nach einer Weile streift er ihn plötzlich ab, und die Anwesenden erschrecken. Der Mann steht da mit gezücktem Schwert. Für die Gemeindeglieder, streng pazifistische Quäker, eine heftige Provokation. »So soll denn«, ruft er, »Gott das Blut jener vergießen, die ihre Mitgeschöpfe versklaven!« Daraufhin schlägt er mit der Waffe auf eine Bibel ein. Das Entsetzen ist groß, zumal als aus der Heiligen Schrift Blut spritzt und die Umstehenden besudelt.¹

Vor seinem Auftritt hat Benjamin Lay seine Bibel mit einer mit Kermesbeerensaft gefüllten Blase präpariert. Doch nicht nur mit dieser Tat hinterlässt der aus England immigrierte gelernte Handschuhmacher, der in Amerika als Obstbauer und Ziegenhirte lebt, nachhaltig Eindruck. Immer wieder sorgt er mit Pamphleten und Aktionen für Aufsehen, über Jahre hinweg. Einmal hockt er sich mitten im Winter barfüßig und in kurzen Hosen vor das Gemeindehaus der Quäker auf den eisigen Boden. Als seine Glaubensbrüder und -schwestern eintreffen, bitten sie Lay, besorgt um seine Gesundheit, sich doch etwas anzuziehen. »Ihr

schützt Mitleid mit mir vor«, entgegnet er. »Aber ihr empfindet nichts für die Sklaven, die im Winter halb bekleidet auf euren Feldern schuften.«

So hat Benjamin Lay, den heute kaum jemand kennt, Geschichte geschrieben. Er darf als erster Aktivist der Anti-Sklaverei-Bewegung gelten. Vielleicht war er sogar der erste Aktivist im heutigen Sinn überhaupt. Mit seinen Mitteln stemmte er sich gegen die – zumindest mit Blick auf die Opferzahlen sowie die geographische und zeitliche Ausdehnung – größte Alltagsbarbarei der Menschheitsgeschichte. Er und ein paar andere Abolitionisten begannen im Kleinen. Nachdem sie über Jahre und Jahrzehnte Netzwerke geknüpft hatten, ließen sich schließlich Politiker für ihre Sache gewinnen. 1780 sollte Pennsylvania, Lays Heimatstaat, als wohl erster der Welt die Sklaverei abschaffen.² 1834, ein Jahrhundert nach Lays Aktionen, folgte als erster großer Sklavereistaat Großbritannien.

Wie dieser epochale Erfolg genauer zustande kam und was sich daraus für die Gegenwart ziehen lässt, darauf werde ich in Teil I dieses Buches eingehen. Aktivisten wie Lay sind heute weitgehend unbekannt. Und es ist höchste Zeit, sie als zentrale historische Akteure anzuerkennen. Sie bewiesen Mut und Einfallsreichtum, waren im Denken ihrer Zeit voraus. Um ihre Botschaft zu verbreiten, entwickelten sie ein vielseitiges Arsenal an Methoden, von emotional anrührenden Inszenierungen bis hin zu gewieften Kommunikations- und Marketingstrategien. Ihre Errungenschaften umfassen überraschend viele Felder. Neben ihrem unersetzlichen Beitrag zur Abschaffung der Sklaverei gelang es ihnen, Empathie als wichtigen Bestandteil politischen und wirtschaftlichen Handelns zu etablieren. Sie definierten Luxus neu. Und sie konnten letztlich Menschen

für ihr Anliegen gewinnen, von denen man es nicht gedacht hätte: Grundbesitzer, Politiker und sogar Sklavenhalter. In heutigen Worten konnten die Abolitionisten Leute aus ihrer »Blase« holen, um so die historisch breitesten Netzwerke und Koalitionen für ein progressives Projekt zu schmieden, über Kontinente, Ideologien, Schichten und Milieus hinweg.

Insgesamt steht der Abolitionismus beispielhaft für eine historische Tatsache, die gern übersehen oder nicht in ihrer ganzen Tragweite beleuchtet wird: Die meisten, ja fast alle positiven gesellschaftlichen Entwicklungen von übergreifender Bedeutung wurden nicht von Leuten mit Amtsgewalt oder Wirtschaftskraft wie Fürsten, Präsidenten, Militärs, Magnaten oder CEOs angeschoben; und es waren auch nicht Revolutionsführer oder »große Denker« – sondern scheinbar Machtlose, »die da unten«, einfache Leute.

Das ist besonders von Bedeutung mit Blick auf aktuelle Probleme wie die soziale Ungleichheit, den Vormarsch von Autokraten und Populisten, die Klimakatastrophe – und den zivilgesellschaftlichen Kampf dagegen. Die Bandbreite der historischen Beispiele reicht von Bauernrebellens des Mittelalters, die erstmals in der Geschichte mehr ökonomische Gleichheit und kulturelle Gleichberechtigung forderten, über den Abolitionismus bis zur Frauen- und Arbeiterbewegung. Diese Entwicklungen will ich auch deshalb genauer beleuchten, weil sich aus jeder von ihnen Ideen und Maßnahmen für Probleme der Gegenwart ergeben.

Die Beispiele betreffen eine Vielzahl an ökonomischen, politischen und kulturellen Feldern. Ich stelle Abolitionisten wie Benjamin Lay und Olaudah Equiano vor, die Gewerkschaftlerin Mary Harris Jones oder den religiösen Sozialisten Gerrard Winstanley. Um zu verstehen, wie Verände-

rung möglich wird, ist es unabdingbar, diese Menschen und ihre Geschichten besser kennenzulernen, ihren Errungenschaften einen angemessenen Platz in der Geschichte zu verschaffen.

Bessere Arbeitsbedingungen, genossenschaftliches Wirtschaften für ein nachhaltiges Wachstum, egalitäre Gemeinden oder die Schaffung von Stipendien, die mehr arme Menschen in Parlamente bringen – der Blick auf die Geschichte zeigt so viel Utopisches, schlaue Konzipiertes und bereits einmal Praktiziertes, das sich ausbauen oder neu umsetzen ließe, in den unterschiedlichsten Bereichen. Wo bei sich eine Gemeinsamkeit festhalten lässt: Oftmals war es ein Verzicht, ein Aufgeben und Loslassen von überschüssigen Ressourcen, von Privilegien und Macht, das am Ende einen Gewinn für alle brachte.

Wann begann sich die Macht der vermeintlich Machtlosen erstmals zu entfalten? Die Anfänge dessen, was ich im Folgenden schildere, liegen erstaunlicherweise weder in der Antike, der »Wiege unserer Zivilisation«, noch in der Aufklärung, sondern im Mittelalter. Das ist ein wichtiger Punkt, auch weil dadurch nebenbei klar wird, dass wir im Rückblick schriftliche Statements, etwa von berühmten Philosophen der Antike oder der Aufklärung, in ihrer Bedeutung gern überschätzen. Dabei legten sogenannte Bauernrebellengruppen, allgemeiner gesprochen Unterprivilegierte, einfache Leute, im 14. Jahrhundert die Fundamente für eine modernere Auffassung von Recht und Gerechtigkeit. Sie, und nicht Sokrates, Aristoteles oder Thomas von Aquin, wehrten sich als Erste gegen die Einteilung der Menschheit in Adelige und Knechte, in Arm und Reich, in »kultiviert« und »unkultiviert«. Das geschah an mehreren Orten, unter anderem 1323 in Flandern und 1381 in England. »Als Adam

grub und Eva spann, wer war da der Edelmann?«, lautete ihr Slogan. »Vom Anfang an wurden alle Menschen von Natur aus gleich geschaffen.« Darin steckt nichts weniger als die Erklärung der Bürger- und Menschenrechte vier Jahrhunderte vor jener der Französischen Revolution von 1789, die im Übrigen an der materiellen Ungleichheit wenig bis nichts änderte.³ Und mehr als *sechs Jahrhunderte* bevor Ökonomen und Anthropologen unserer Zeit in Studien empirisch belegen können, dass mehr soziale Gleichheit für die körperliche und seelische Gesundheit *aller Menschen*, auch der Privilegierten, Vorteile bringt.⁴

Vielleicht muss ich an dieser Stelle einem möglichen Missverständnis vorbeugen. Wenn ich von einfachen Leuten spreche, meine ich damit nicht so etwas wie »einfach gestrickt«, sondern die zwei Duden-Bedeutungen: erstens »nicht mit besonderen Privilegien ausgestattet«, zweitens »bescheiden, wenig Aufhebens um sich machend«. Das gilt etwa für die britischen Diggers, eine christlich-anarchistische Gruppe, die Mitte des 17. Jahrhunderts brachliegendes Land von Großgrundbesitzern besetzte und in basisdemokratischen Gemeinschaften bebaut. Sie erfanden nichts weniger als einen unternehmerischen, auf Privatinitiative aufbauenden Sozialismus und den gewaltfreien Aktivismus.

Stärker sichtbar werden die Erfolge ab dem 18. Jahrhundert. Das trifft besonders für das zu, was ich die »Big Three« der einfachen Leute nenne: den bereits erwähnten Abolitionismus sowie die Frauen- und die Gewerkschaftsbewegung. Letztere brachte der Mehrheit der Menschen ein besseres Leben. Zudem konnten Randständige erstmals offiziell die politische und kulturelle Bühne betreten. Gewerkschaften und ihre Vorläufer, die Friendly Societies, ent-

wickelten sich zu Laboratorien für innovative, kreative Formen der Politik und des Aktivismus, etwa mit Mietstreiks oder Konsumboykotten, die heute wieder aktuell erscheinen. Auch an abgelegenen Orten wurden neue Strategien entwickelt. Wie im Fall von Domitila Chungara, die als Frau eines Minenarbeiters im bolivianischen Andenhochland schlimmste Armut und Unterdrückung erlitt. Mit ihrem »Hausfrauenkomitee« initiierte sie 1978 Hungerstreiks und trug maßgeblich zum Sturz des Diktators bei. Auf ihre Art tat sie auch einiges für den Feminismus. Die Frauenbewegung insgesamt darf als Sonderfall in Sachen einfache Leute gelten. Denn in ihr fanden sich auch Adelige, die »nicht mit besonderen Privilegien ausgestattet« waren, zumindest im Verhältnis zu ihren Männern. Auch deshalb betone ich hier den fundamentalen, letztlich nicht nur für den weiblichen Teil der Bevölkerung relevanten Aspekt, sich und seinen Lebensstil komplett neu zu erfinden – gegen extreme Widerstände, gegen alltägliche, oft sexualisierte Gewalt und über Jahrtausende eingeschliffene Mentalitäten und Gewohnheiten. Dies ist ein Wandel von Grund auf, bis ins Privatleben hinein, und das ohne ideologisch oder doktrinär zu sein. So sind die Feministinnen darin Vorbilder, radikale Transformationen auch für Menschen attraktiv zu gestalten, die sich damit generell schwerer tun. Das ist und bleibt inspirierend, bei der Suche nach zeitgemäßen Beziehungsformen genauso wie in der Politik und bei überlebenswichtigen Fragen wie jener der Nachhaltigkeit.

Ein Humanismus für alle

Einfache Leute ragten nicht nur im Kampf für soziale Gerechtigkeit heraus, sondern auch bei kulturellen und mentalitätsgeschichtlichen Innovationen. Das beginnt im Mittelalter mit dem, was ich die »Renaissance der Unterprivilegierten« nenne, mit Parodien, Balladen und der ersten wirklich sozialkritischen Kunst in Gestalt einer Moderebellion. Dabei stellten Mitglieder bestimmter Schichten, indem sie nicht standesgemäße Kleidung trugen, auf kreative und lustige Weise gesellschaftliche Hierarchien infrage. Damit einher ging etwas, das ich unter den Begriff »Robinhoodismus« fasse. Ihn verkörperten neben Bauernrebelln und realen Banditen auch Legenden wie der grüne Outlaw, damals ein *role model* für viele im Alltag. Seine Geschichte fand über Balladen und Chroniken, die damaligen Massenmedien, größere Verbreitung als alle anderen literarischen Werke des 14. Jahrhunderts, bis hin zur heute berühmten *Göttlichen Komödie* Dantes.

Robin Hood gründet eine egalitäre Waldgemeinschaft und luchst auf listige, charmante Weise faulen Klosterbrüdern und korrupten Vertretern der Obrigkeit Geld ab, um es umzuverteilen. Als populärer Actionheld steht er auf archetypische wie alltagsnahe Weise für die Idee »den Reichen nehmen, den Armen geben«. Er ist sozusagen ein vorbildlicher Verbrecher, dessen Umverteilung den Sozialstaat und Sozialunternehmen vorwegnimmt. Was am Ende auch den Wohlhabenden zugutekommt, denn wenn sie die Möglichkeiten erhalten, etwas zu geben – und sei es zunächst unfreiwillig –, fühlen sie sich besser und müssen vor allem weniger Unruhen fürchten. Philosophisch betrachtet, wägt

der vorbildliche Verbrecher zwischen positivem Recht und Naturrecht ab, ein bis heute relevantes Thema, etwa bei Debatten um zivilen Ungehorsam oder Aktivistinnen und Aktivisten wie jene der sogenannten Letzten Generation. Der Robinhoodismus ist ein Humanismus für alle, nicht nur, wie bei Erasmus bis Luther der Fall, für diejenigen mit Status- und Bildungsprivilegien. Gerade weil der gute Outlaw so vielfältig ist und Widersprüche enthält, könnte er aus heutiger Sicht als Grundlage für eine neue politisch progressive »Erzählung« dienen.

Natürlich sollte man Machtlose nicht als »edle Wilde« romantisieren.⁵ Ihr Engagement hatte meist auch damit zu tun, dass sie oder ihr Umfeld besonders unter den herrschenden Verhältnissen litten, was für die Mächtigen weniger zutraf. Mit welchen übergreifenden Qualitäten bestachen die einfachen Engagierten? Sie waren empathisch. Sie verstiegen sich nicht in Theorien und sahen konventionelle Bildung mit Skepsis, da diese oft alte Hierarchien und korumpierte Institutionen stützte. Sie galten als Spinner, als naiv – und lagen im Rückblick fast immer richtig. Die Menschen, um die es in diesem Buch geht, zielten nicht auf persönlichen Ruhm, Profit oder »sozialen Aufstieg«, sondern wollten etwas Grundlegendes verändern. Sie wurden als Kriminelle verfolgt oder als Außenseiter verlacht – und zeigten kaum Angst. Sie überwandten ihre eigene Furcht und jene anderer, auch mit Humor. Sie sind Vorbilder.

Mein Ansatz basiert auf der Tradition der »Geschichte von unten«, deren bekanntester Vertreter der Historiker Howard Zinn ist. Sie ist eine Reaktion auf die Erkenntnis, dass Geschichte meist von Siegern geschrieben wird.⁶ Die »Geschichte von unten« konzentriert sich auf die Schicksale

und Kämpfe von Unterprivilegierten. Ich versuche allerdings stärker, die Strategien und Methoden der einfachen Leute herauszuarbeiten und für die Gegenwart nutzbar zu machen. Zugleich will ich tiefer liegende ökonomische und kulturelle Muster aufzeigen, auf dass wir bewusster mit ihnen umgehen oder sie verändern können. Dazu zählt, was ich das »Prinzip Pyramide« und das »Prinzip Erbe« nenne. Seit Gründung der sogenannten Hochkulturen, also ungefähr seit dem alten Ägypten, kommen sie darin zum Tragen, dass Positionen innerhalb spitz geformter Hierarchien vererbt werden. Spätestens ab da, teils schon seitdem die Menschheit vor rund 12 000 Jahren nach und nach sesshaft wurde, spielt die Vererbung eine zentrale Rolle in Politik, Wirtschaft, Kultur und Alltagsleben. Erbe meint hier also nicht nur Materielles, sondern auch Bildung und Habitus.

Dieses Buch lässt sich als »Weltgeschichte von unten« lesen oder als Handbuch historischer Transformationen. Eine Einschränkung muss ich allerdings machen: Die meisten ausführlichen Beispiele stammen aus der sogenannten westlichen Welt, aus Europa, den USA, Lateinamerika und der Karibik; ich musste Schwerpunkte wählen.⁷ Immer wieder verweise ich aber auch auf Afrika und Asien. Und bei allen Vorbehalten gegenüber Verallgemeinerungen darf man sagen, dass die Macht der Machtlosen aus diversen Quellen schöpft und kulturübergreifend relevant ist.

Das Engagement der einfachen Leute zu beleuchten, ist hilfreich, zumal heute unter anderem Transformationsforscher diskutieren, wo man am besten ansetzt, um breitenwirksam Veränderungen einzuleiten.⁸ Das scheint wichtig in Zeiten, in denen die sogenannte Veränderungermüdung und Verlustängste bzw. Verlustaversion immer relevanter werden. Letzteres ist die psychologische Tendenz,

dass Menschen (auch vermeintliche) Verluste in ihrer Bedeutung höher einschätzen als Gewinne und sich deshalb gegen manche Neuerungen sperren, die zunächst mit materiellen Abgaben in speziellen Bereichen einhergehen. Das ist menschlich verständlich, aber mit Blick auf die Klimakrise und die soziale Ungleichheit problematisch, in gewisser Weise sogar tragisch. Ein simples Beispiel für die Kluft zwischen Wissen und Aktion – ein herausragendes Merkmal unserer Zeit – ist, dass innovative Ansätze dafür, die Ungleichheit zu reduzieren, im ökonomischen Mainstream angekommen sind, aber nicht realisiert werden. Etwa das »Erbe für alle« (Thomas Piketty), auf das ich noch genauer eingehen werde.⁹ Es hapert an der Umsetzung. Auch deshalb schildere ich historisch große Sprünge und Entwicklungsschübe, die zu ihrer Zeit unmöglich schienen und dennoch gelangen. Dabei möchte ich möglichst nah an die handelnden Personen herankommen und die Schritte ihres Engagements nachvollziehbar machen.

Grob umfasst das Buch drei Ebenen: Erstens umreiße ich wenig bekannte, auch heute relevante, hilfreiche Ideen, Strategien und Ansätze des Engagements; zweitens erkläre ich Visionen und vorbildliche Haltungen; drittens ergibt sich eine andere Perspektive auf Entwicklungen, Muster und Akteure der Geschichte. Sie zu kennen, ermöglicht es uns, Dinge, die historisch in Stein gemeißelt oder gar naturgegeben scheinen, zu hinterfragen, in ihrer Bedingtheit zu sehen und zu verändern. Denn oft ist es die Form der Überlieferung, die »von oben« erzählte Geschichte mit ihren immer wieder ähnlichen Hierarchien und Kategorien, die uns hemmt. Doch sobald wir uns anhand eingängiger Beispiele bewusst machen, dass sich auch diese nur jemand ausgedacht hat, können wir freier denken und handeln.

Das Buch ist praktisch ausgerichtet, es geht vor allem um Aktionen und aufrüttelnde Texte. Wo allerdings Theorien prägend waren oder sind, berücksichtige ich diese und ordne sie historisch ein.¹⁰ Dasselbe gilt für aktuell diskutierte Ansätze wie Degrowth, die Postwachstumsökonomie, die Care-Revolution oder Buen Vivir. Was die Systemfrage Sozialismus versus Kapitalismus anbelangt, zeigt sich gerade mit Bezug auf einfache Leute, wie theoretisch der Streit oft ist.¹¹ In der Praxis bewähren sich Ansätze wie jener der Genossenschaften und neue Mischungen aus diversen Elementen und Traditionen. Auch für progressive Gesellschaftsmodelle und Wirtschaftssysteme kamen die Impulse erstaunlich oft von einfachen Leuten. Das gilt etwa für die bereits erwähnten Diggers, den Anarchosyndikalismus und Kooperativen, die unter anderem früh mit aktivistischen Boykotten und Fair Trade arbeiteten. Auch Letzteres wurde just im Umfeld von Benjamin Lay erfunden, dem eingangs vorgestellten Abolitionisten.